

Betty

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **258 (1979)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Betty

von Maria Dutli-Rutishauser

Mitten in der Schulpause war es geschehen. Die Mädchen hatten gespielt. Mit einem roten Ball, den Monika von der Grossmama geschenkt bekommen hatte. Der Ball ging im Kreise der Schülerinnen reihum. Eigentlich hätten fast alle lieber Fussball damit gespielt. Aber Monika sagte: «Was fällt euch ein? Mit einem so schönen neuen Ball tschutet man doch nicht. Grossmama hat gesagt, ich müsse Sorge dazu tragen. Und überhaupt ist Fussball ein Bubenspiel.»

Betty langweilte es, den roten Ball einfach so von Hand zu Hand fliegen zu sehen. Sie hatte im Fernsehen zugeschaut, wie ein Jongleur gleich mit fünf oder mehr Bällen gespielt und wahre Kunststücke vollführt hatte. Als jetzt der Ball zu ihr kam, gab sie ihn nicht weiter. Sie rief: «Lasst uns doch etwas anderes machen! Es muss rascher gehen, dreht euch, während ihr werft und auffangt. So machen es die Leute im Zirkus, ich habe es gesehen.»

Monika stellte sich vor Betty auf und drohte: «Wenn du mir den Ball nicht sofort gibst, sag' ich es dem Lehrer, der Ball gehört mir.»

Betty lachte: «Aber ich will den Ball ja nicht behalten, ich meine nur, immer rundum sei langweilig.» Und sie warf den roten Ball weit weg. Er rollte in die Schar tollender Buben hinein, die ihn gleich als Fussball benützten.

Der Lehrer schlichtete den harmlosen Streit: Er gab Monika den Ball und sagte, sie solle ihn künftig zu Hause lassen.

Auf dem Spielplatz der Schule ging scheinbar alles lustig und laut weiter. Kein Lehrer bemerkte, dass sich in der Ecke, wo die Mädchen der dritten Klasse gespielt hatten, die kleine Tragödie ereignete.

Monika hatte gesagt: «Du hast den Ball halt doch behalten wollen. Man muss sich vor dir in acht nehmen. Meine Grossmama weiss etwas von dir.»

Die Mädchen gruppieren sich um Monika. Diese flüsterte ihnen etwas zu, worauf sich



alle mit erstaunten Ausrufen und schadenfrohen Gesichtern Betty zuwandten. «So eine ist sie also! Darum will sie immer etwas anderes. Sie macht sich wichtig, und dabei ist sie vielleicht eine Zigeunerin. Aber nein, im Waisenhaus war sie, und sie wäre noch dort, wenn man sie nicht herausgeholt und zu Mäders gebracht hätte.»

Betty verstand nicht. Sie hörte zu, sie sah die Gesichter der Mädchen, die sie gut kannte. Alle waren plötzlich verändert, feindselig und fremd.

«Was habt ihr denn?», fragte sie und hatte Angst. Regina, die Klassenerste, sagte: «Du weisst es schon. Tu doch nicht so, als wüsstest du es nicht! Ich will nicht neben dir sitzen. Mein Vater wird es dem Lehrer schon sagen, dass er dich versetzen muss.»

Betty versuchte sich zu wehren: «Ich habe ja selber einen Ball, meine Mutter hat ihn mir zum Geburtstag geschenkt...»

Sie liessen sie nicht ausreden. Alle zugleich riefen: «Ihre Mutter! Sie hat ja gar keine Mutter und keinen Vater. Wie sie lügt! Seht, sie wird rot — sie weiss genau, dass sie keine Eltern hat.»

Etwas Dunkles, Schweres kam auf das kleine Mädchen zu. Sie ging langsam, Schritt für Schritt rückwärts, bis sie an der Schulhausmauer anstiess. Aber nicht die lachenden, höhrenden Kameradinnen bedrängten sie. Wie eine Lawine oder wie ein fallender Baum schlug es auf Betty ein: Keine Eltern, das Waisenhaus, Zigeuner . . . Auf einmal verstand sie alles. Der Lärm ringsum galt ihr, sie wurde ausgelacht, ausgestossen. Regina wollte nicht mehr neben ihr sitzen, niemand lud sie mehr zum Spielen ein. Ganz allein lehnte sie an der Mauer, weil jemand gesagt hatte, sie habe keine Eltern.

Ein wenig Helle war noch da. Sie wollte Vater und Mutter fragen, ob das mit dem Waisenhaus wahr sei. Vielleicht hatte sich Monikas Grossmama geirrt.

Mittags, mitten im Essen legte Betty die Gabel hin und fragte: «Ist es wahr, dass ihr mich im Waisenhaus geholt habt?»

«Betty», riefen Herr und Frau Mäder entsetzt. Seltsamerweise wusste das Kind sofort, dass es keine Hilfe von ihnen erhoffen konnte. Sie waren erschrocken wie Ertappte. Also konnten sie nicht die Eltern sein.

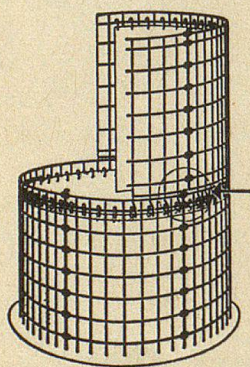
«Sag' etwas», bat Frau Mäder ihren Mann. Herr Mäder faltete die Serviette, obwohl er mit Essen nicht fertig war. Er räusperte sich, versuchte heiter zu sein. Aber dann fragte er nur, wer Betty das gesagt habe.

Betty sagte: «Monika. Aber das ist doch gleich. Ich will nur wissen, woher ich komme.»

Die beiden Erwachsenen sahen sich an, dann blickten sie am Kind vorbei, als sei es ihr Richter, dem sie ein Geständnis machen mussten. Endlich sagte Frau Mäder:

«Liebes Kind, du musst begreifen, dass es schwer ist für uns. Wir hatten gehofft, du würdest es nie erfahren. Es war doch so gut zwischen uns, nicht wahr? Und es kann auch weiter gut bleiben, wenn du es richtig auffasst. Wir haben dich nicht in einem Waisenhaus geholt, Betty. Du warst in der Klinik, in einem grossen Saal. Dort durften wir die vielen Babys anschauen, und du hast uns so gut gefallen, dass wir dich für uns ausbaten. Und seither bist du unser Kind, wir lieben dich, wie wenn wir deine richtigen Eltern wären, das kannst du glauben. Oder hast du in all den Jahren einmal gemerkt, dass wir dich nicht von Anfang an bei uns gehabt haben?»

Betty schweigt. Sie weiss genau, dass die Frau recht hat mit dem, was sie sagt. Aber es nützt jetzt nichts, davon zu reden. Alles ist anders geworden, weil die Frau nicht ihre



Über 20 Jahre Heim-Stahldrahtsilo

Der meistgekaufte, stärkste Drahtsilo der Schweiz. (Zugdraht 6,5 mm \varnothing). Bewährt und geschätzt in der ganzen Schweiz und im Ausland (beste Referenzen).

Für jeden Betrieb der geeignete Silo, bis 150 m³ Inhalt. Für jeden Silo ein zerlegbares, praktisches Silodach lieferbar.

Silowasserpressen aus Plastik und Gummi. Silo-Futterwagen. Abdeckplanen und Sandsäcke.

Spezialisiert für Aufsätze auf Beton- und Holzsilos.

Fabrikation und Verkauf

Felix Zeller, Silobau, Martinsbruggstrasse 37, 9016 St. Gallen
Telefon 071 24 93 20

Verlangen Sie unverbindlich Prospekte!

Mutter ist. Und der Mann am Tisch ist nicht ihr Vater. Wem gehört sie denn?

«Liebes Kind, so sag doch etwas», bittet die Frau und hat ganz traurige Augen.

Aber Betty fragt nur: «Wisst ihr, wer meine Mutter ist?»

Der Mann und die Frau sehen sich an. Sie haben versprochen, es niemandem zu sagen. Das Kind sieht sie an, wie sie unsicher sind und voller Angst. Da fühlt es sich stärker und sagt: «Ich will wissen, wer meine Mutter ist.»

Frau Mäder versucht, Bettys Hand zu fassen. Sie zieht sie zurück. «Du bist nicht meine Mutter», sagte sie.

Es nützt nichts, dass Pflegeeltern und Lehrer sich zusammensetzen, um über Betty und ihr Verhalten zu beraten. Das Kind entzieht sich ihnen. Es schliesst sich oft im Zimmer ein, oder es sitzt oben auf der Stiege, die steil in den Estrich führt. Es will allein sein. Wenn Frau Mäder abends mit ihm betet, schliesst es die Augen und schweigt.

Und einmal, als die Pflegemutter sanft über Bettys Haar streicht und sagt: «Schlaf wohl, Betty», da sagt das Kind: «Heisse ich so? Oder habt ihr mir den Namen einfach gegeben? Vielleicht hiess ich vorher anders...»

Die Frau, die seine Mutter sein wollte, sagt: «Elisabeth bist du getauft, so steht es in den Papieren. Betty nannten wir dich, weil es zu einem kleinen Mädchen besser passt.» «Dann möchte ich, dass man mich Elisabeth nennt.»

Elisabeth fragt ihre Mitschülerinnen, was sie zu Hause über ihre Herkunft wüssten. Und sie erfuhr manches. Einen Vater hatte sie nicht, niemand kannte ihn. Ihre Mutter, hiess es, sei ins Ausland gegangen. «Und dich hat sie ganz einfach weggegeben, ohne sich um dich zu kümmern — wie eine überzählige Katze, sagt mein Vater.»

Die Kameradinnen duldeten Elisabeth wieder in ihrer Mitte. Es ist interessant, eine Freundin zu haben, die nicht einmal weiss, wer sie ist. Und weil Elisabeth hofft, die Spur ihrer richtigen Mutter zu finden, spricht sie immer wieder davon. Einmal, so sagt sie, wird sie weglaufen von zu Hause. Sie löst sich mehr und mehr von den Pflegeeltern, sie wird frech und anmassend. Frau Mäder ist ver-

zweifelt, ihr Mann muss ihr zureden, Geduld zu haben und auf den Tag zu warten, an dem das Kind von selbst zurückfinde.

Doch je länger Elisabeth über sich nachdenkt, umso schwerer fällt es ihr, die Eltern zu ertragen. Sie glaubt nicht mehr an ihre Liebe. «Du bist ja nur eine Stiefmutter», sagt sie einmal, als Frau Mäder wieder versucht, ihr nahe zu kommen.

Da zieht die Frau die Hand zurück, die sie Elisabeth hingehalten hatte. Die Hand ist leer. Sie hat das Kind verloren.

Und weil es nun so still ist in der Wohnung, weil keines mehr lacht und froh ist, wird die Mutter krank. Sie sitzt am Tisch und isst nicht. Manchmal überkommt es sie, dass sie weinen muss. Der Arzt, dem Herr Mäder die tragische Geschichte erzählt hat, schickt sie zur Erholung fort. Aber sie bleibt. Ohne Hoffnung, nur aus Pflichtgefühl bleibt sie daheim.

Elisabeth schaut zu, wie die Frau leidet. Es macht ihr nichts aus. «Sie ist ja nicht meine Mutter», denkt sie.

An einem Herbstabend kommt Elisabeth nicht nach Hause. Sie hat eine zusätzliche Musikstunde, es ist Freitag. Frau Mäder läutet beim Lehrer an. Er hat Elisabeth wie gewohnt entlassen, sie müsste längst daheim sein.

Angst und Liebe treiben die kranke Frau aus dem Hause. Sie will Elisabeth suchen, sie muss sie finden. Aber es ist schwierig, in der Stadt jemanden zu suchen, von dem man nicht weiss, wohin er sich wenden will. Frau Mäder kommt auch nicht weit. Sie muss sich an einer Hausmauer halten. Passanten halten sie, als ihr übel wird.

Man bringt die Frau ins Krankenhaus. Spät in der Nacht kommt sie zu sich und kann sagen, wer sie ist.

In dieser Nacht irrt Elisabeth durch die Stadt. Wenn jemand sie ansprechen oder ihr folgen will, läuft sie wie gehetzt. Einmal greift ein Mann nach ihr. Sie beisst in seine grosse Hand und rennt weg. Stundenlang versteckt sie sich im Eingang eines Hauses. Sie weiss schon nicht mehr, was sie eigentlich wollte. Im Bahnhof sah sie die Züge wegfahren, aber sie hatte Angst, einen zu besteigen. Dorthin, wo ihre Mutter ist, fährt wohl kein Zug.

Sie weiss die Strasse, wo sie daheim ist. Aber sie kann doch nicht heimgehen, jetzt nicht mehr. Vater und Mutter wollen sie gewiss nicht mehr aufnehmen, sie hat ihnen so viel Kummer gemacht.

Weinend, frierend und unglücklich kauert das Mädchen am grauen Morgen vor dem grossen Brunnen in den Anlagen. Ein Polizist kommt heran. Elisabeth lässt sich von ihm aufheben. Er soll sie mitnehmen, irgendwohin, ihr ist alles gleichgültig.

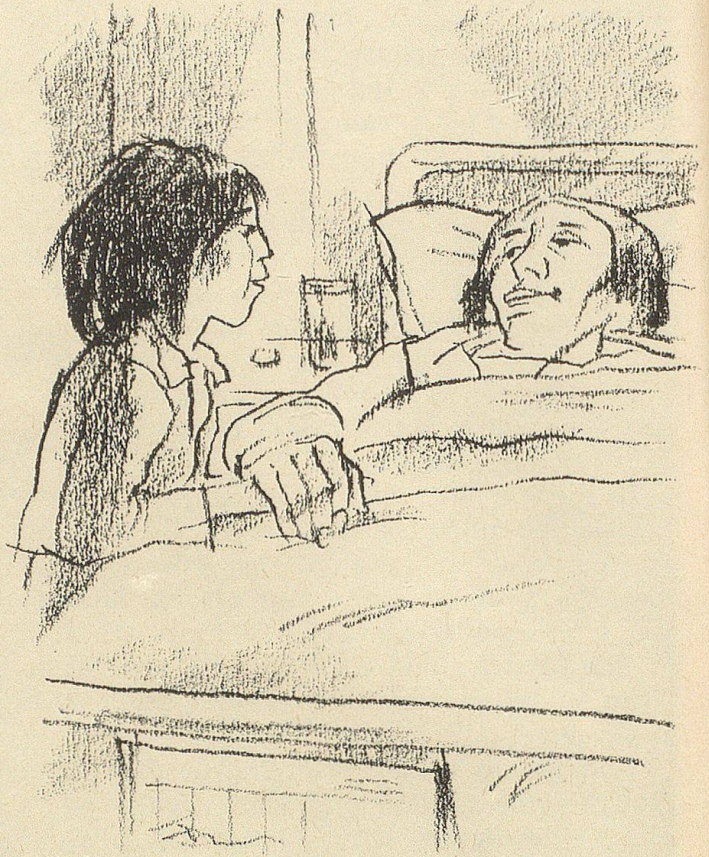
Natürlich bringt er das Kind nach Hause. Es möchte schlafen, schlafen und von nichts wissen. Doch da ist der Mann, zu dem Elisabeth Vater sagen durfte. Der nimmt sie bei der Hand und sagt:

«Du weisst wohl nicht, wie lieb wir dich haben. Wenn du es nicht glaubst, ist es besser, du gehst in ein Heim. Wir wollen dich nicht halten. Leg dich hin. Sobald du ausgeruht bist, gehen wir zum Amt, dort wird man bestimmen, was mit dir geschieht.»

Es ist so sonderbar. Elisabeth versteht schon, was Herr Mäder sagt. Aber sie möchte jetzt doch die Mutter sehen, bevor sie einschläft.

Die Mutter sei im Krankenhaus. Sie habe auf der Suche nach Elisabeth einen Herzanfall erlitten. Sie dürfe keine Besuche haben, sagen die Ärzte.

Das Mädchen ist auf einmal sehr wach. Mit grossen Augen schaut es die Männer an, den Polizisten und den Vater. Jetzt, wo es die Heimstatt und die Eltern verloren hat, bricht das Weh aus ihm heraus. Nun ist niemand mehr, der wartet, bis es heimkommt, kein Mensch in der ganzen Stadt und auf der Welt, zu dem es Vater und Mutter sagen kann. Jetzt



erst, meint es, müsse es sich aufmachen und die Mutter sehen.

Elisabeth schläft nicht, wie Herr Mäder glaubt. Als er telefoniert, schleicht sie sich aus der Wohnung, ungewaschen, unordentlich. Sie eilt zum Krankenhaus. Dort sagt die Schwester, Frau Mäder müsse ganz ruhig sein und ohne Besuche. — Elisabeth bleibt, die Schwester entfernt sich.

Das Kind schleicht durch die langen Gänge. Es findet die Nummer, die es erfragt hat. Leise öffnet es die Türe. Und dann geht es, Schritt für Schritt, auf das Bett zu.

«Mutter», sagt Elisabeth, sonst nichts.

Die Frau erschrickt nicht, sie hebt nur die Hand und schliesst sie über der kleinen Hand des Kindes.

«Liebe Elisabeth», sagt sie mühsam und lächelt.

«Sag wieder Betty, Mutter», bittet das Kind und wartet zitternd auf das Wort, das es zum andernmal hineinnimmt in die Geborgenheit der Liebe.

Akupunktur-Praxis

神門

Auf Wunsch Behandlung *ohne Nadeln!*

Keine langen Wartezeiten

Ehepaar J. und M. Keel

Telefonische Anmeldung
Bahnhofstrasse 29
9100 Herisau
Telefon 071/51 55 73